

3. Das Dispositiv der Integration: Perspektiven der reflexiven Migrationsforschung

Im folgenden Kapitel stelle ich zentrale Thesen und Befunde der reflexiven Migrationsforschung dar. Ziel ist es dabei nicht, einen umfassenden Überblick über die Entwicklungslinien und Paradigmen der Migrationsforschung in Deutschland und Europa zu geben. Vielmehr geht es mir darum, die Perspektivierung der reflexiven Migrationsforschung als Werkzeug für die Schulbuchanalyse fruchtbar zu machen – also darum, Einblicke in bestehende Analysen der Konstruktionsweisen von Migration und ihren Folgen zu gewinnen, die der Schärfung des Blicks auf die empirischen Daten dienen.

Die Befunde, die im Verlauf dieses Kapitels vorgestellt werden, konnte die reflexive Migrationsforschung insbesondere dadurch gewinnen, dass sie ihren Blick im Sinne einer Beobachtung zweiter Ordnung auf die in den letzten Jahrzehnten enorm expandierte wissenschaftliche Wissensproduktion in ihrem eigenen Feld – die (mitunter politiknahe) Migrationsforschung – geworfen hat (vgl. Dieterich/Nieswand 2020). Aus diesem Grund scheint es mir in einem ersten Schritt (vgl. Kapitel 3.1) geboten, die Grundannahmen der reflexiven Migrationsforschung vor dem Hintergrund dieses Booms einer verstärkten Wissensproduktion über Migration vorzustellen, um sodann drei Anschlusspunkte der Perspektive der reflexiven Migrationsforschung für die vorliegende Studie zu identifizieren. Auf dieser Basis fasse ich relevante – also für die Analyse der Zirkulation migrationsbezogenen Differenzwissens in Politikschulbüchern dienliche – Begriffe und Befunde der reflexiven Migrationsforschung zu Konstruktionen von Migration im Allgemeinen (vgl. Kapitel 3.2) sowie von Integration im Besonderen (vgl. Kapitel 3.3) zusammen. Den Abschluss des Kapitels bilden die Ausführungen zum Begriff des Integrationsdispositivs als einem gegenwärtig hegemonialen Praxiszusammenhang, in dem migrationsbezogenes Differenzwissen zirkuliert und in dessen Kontext ich auch Schulbücher des Politikunterrichts theoretisch verorte (vgl. Kapitel 3.4).

3.1 »Migrationswissen« nach der reflexiven Wende der Migrationsforschung

Migration und Integration sind nicht nur im öffentlichen Diskurs immer wiederkehrende Themen, sondern haben auch in den Sozialwissenschaften eine signifikante Institutionalisierung als Forschungsfeld erfahren. Dies zeigt sich unter anderem an der Schaffung zahlreicher neuer migrationsbezogener Lehrstühle und Studiengänge und einer Vielfalt von Forschungszugängen nicht nur in Deutschland, sondern im gesamten europäischen Raum (vgl. Dahinden 2016: 1). Diese enorme Institutionalisierung der Migrations- und Integrationsforschung ist nicht zuletzt auf ihre Nähe zum nationalstaatlich verfassten Politikbetrieb zurückzuführen, dem die Migrationsforschung regelmäßig mit anwendungsorientiertem Wissen beratend zur Seite steht. In der Folge hat eine schiefe Explosion der Produktion von »Migrationswissen« – hier verstanden im Sinne eines »ordnenden Wissen[s] über Migration« (Zloch 2021) – stattgefunden.¹

Aus wissenschaftsgeschichtlich-genealogischer Perspektive kann dieser »*migration knowledge hype*« (Braun et al. 2018: 9; Herv. i.O.) an der Schnittstelle zweier miteinander verwobener gesellschaftlicher Entwicklungen und Zeitdiagnosen der Spätmoderne interpretiert werden (vgl. Espahangizi 2020): Zum einen habe eine unter dem Terminus der *Wissensgesellschaft* verhandelte Verwissenschaftlichung des Sozialen stattgefunden, zum anderen bezeichnen sich viele europäische Gesellschaften aufgrund der Anerkennung der Bedeutung von Migrationsbewegungen und ihren Folgen als *Migrationsgesellschaften*. Während diese Zeitdiagnosen oftmals unabhängig voneinander gedacht werden, so zeigt Kijan Espahangizis (2020) wissenschaftsgeschichtliche Analyse der Formierung einer »Migrationswissensgesellschaft«, dass »migrations- und wissenspolitische Verschiebungen [...] zueinander in Resonanz« (ebd.: 171) stehen und diese Kopplung eine spezifische Deutung von Wirklichkeit hervorbringt. Wie Espahangizi am Beispiel der Schweiz ausführt, ist die Rede und politische Bearbeitung von »Migration« keineswegs ein zeitraumübergreifendes Phänomen, sondern wurde zwischen den 1960er und 1990er Jahren erst durch epistemische Verschiebungen, also durch neue wissenschaftliche Problematisierungen, zu dem Gegenstand gemacht, als der er heute erscheint.

Unter dem Begriff der Migration wurden demnach zuvor disparate Ausschnitte der Wirklichkeit – etwa Asyl und die internationale Allokation von Arbeitskraft (vgl. ebd.: 173)

1 Dem Begriff »migrant knowledge« ordnen Simone Lässig und Swen Steinberg (2019: 207) drei Bedeutungsebenen zu: Wissen *über* Migration, Wissen *von* Migrant*innen und Wissen *für* Migrant*innen. In der vorliegenden Arbeit ist besonders die Perspektive »Wissen über Migration« interessant, wobei ich zeigen werde, dass Politikschulbücher bei der Konstruktion dieses Wissens zugleich »Wissen von Migrant*innen« als situiertes Erfahrungswissen inkorporieren und zugleich ein bestimmtes Wissen für Migrant*innen – ebenso wie für Nicht-Migrant*innen – auf der Ebene der Subjektformierung etablieren. Damit sei an dieser Stelle angesprochen, dass in jedem »migrant knowledge« auf unmarkierte Weise auch Wissen über die andere Seite der Unterscheidung konstituiert wird, das es zu untersuchen gilt: also etwa auch ein Wissen über Sesshaftigkeit und für nicht-migrierte Personen. Vgl. für eine weitere wissenschaftsgeschichtliche Kartierung des Begriffs »migrant knowledge« Westermann/Erduro 2020.

– zu einem gemeinsamen Problemfeld integriert, die zuvor nicht miteinander in Verbindung gebracht wurden und ganz unterschiedlichen Politikfeldern zugerechnet wurden. Espahangizis wissensgeschichtlicher Ansatz regt demnach an, das Verhältnis von Wissensgesellschaft und Migrationsgesellschaft als Wechselverhältnis zu bestimmen: Während einerseits die sozialwissenschaftliche Wissensproduktion – und ich füge hinzu: die bildungsmediale Wissensproduktion – maßgeblich daran beteiligt sei, durch ihre Problembeschreibungen öffentliche Wahrnehmungen von Migration performativ herzustellen, so sei andererseits Migration »zu einem biopolitischen Faktor postindustrieller Wissensökonomien avanciert« (ebd.: 173f.), der entscheidend sei, um im globalen Wettbewerb der Wissensökonomien zu bestehen. Wiederkehrende politische Debatten um die Anwerbung hochqualifizierter Migrant*innen können in diesem Licht betrachtet werden.

Diese politischen und öffentlichen Diskussionen wirken freilich wieder auf die Konstruktion wissenschaftlicher Gegenstände zurück, zum Beispiel mittels nationaler oder internationaler Ausschreibungen von Forschungsförderung. Dass Migration also nicht einfach nur ›da‹ ist, sondern über Wissenspraktiken erst hergestellt wird und die dabei produzierten Rahmungen wiederum unterschiedlichste Folgen nach sich ziehen können, bringt Stephan Scheel auf den Punkt:

»Thus, migration is not a reality ›out there‹ to which policymakers and other stakeholders in the contested politics of border and migration management have direct access; rather, what is known, negotiated, and targeted as migration is mediated by a plethora of knowledge practices that rely on various information technologies, inscription devices, definitions, bodies of expertise, categorizations, and so forth. The crucial point is that different knowledge practices – that is, different methods of knowing migration – will enact different versions of migration, which will in turn affect the calculations and interventions of government that are mobilized to regulate migration.« (Scheel 2021: 42)

Auch Schulbücher verstehe ich in diesem Sinne als »inscription devices« (ebd.), die Migration und Integration enactieren, wenngleich vor dem Hintergrund anderer Feldlogiken (vgl. Kapitel 4). Praxistheoretisch orientierte Ansätze zielen nun genau darauf ab, die »Politiken des (Nicht-)Wissens« (Scheel 2021) in der Herstellung des Wissensobjekts Migration wie auch seine Folgen zu analysieren. Damit verschiebt sich das Erkenntnisinteresse von einem positivistischen Migrationsbegriff hin zu den ihm implizit zugrundeliegenden Voraussetzungen – und den »Wissensbestände(n), die diese ermöglichen und stabilisieren« (Mecheril et al. 2013: 35; vgl. auch Ebner von Eschenbach 2016). Interessant sind insofern auch die Unsichtbarkeiten, die die Migrationsforschung produziert hat – also das, was in dem Wunsch zu wissen *nicht* gewusst wird (vgl. Reinprecht/Latcheva 2016). Die vorliegende Studie schließt sich einer solchen wissensanalytischen und praxistheoretischen Rahmung an und macht sie für eine Analyse der Wissensproduktion jenseits der Wissenschaft fruchtbar, indem sie diese auf das Medium Politikschulbuch anwendet.

Eine Folge der Institutionalisierung der Migrationsforschung in Deutschland wie auch im europäischen Raum ist eine starke Ausdifferenzierung unterschiedlicher For-

schungsparadigmen. Ein besonders einschneidender Paradigmenwechsel wurde innerhalb der deutschsprachigen Migrations- und Integrationsforschung von Boris Nieswand und Heike Drotbohm (2014) als »reflexive Wende in der Migrationsforschung« diagnostiziert. Der mit diesem Paradigmenwechsel verstärkt sichtbar gewordenen, konstruktivistisch orientierten reflexiven Migrationsforschung lassen sich verschiedene Ansätze zurechnen, welche nicht nur Migration zum Forschungsgegenstand machen, sondern die Wissensproduktion *über* Migration als immanenten Teil dieses Gegenstands selbst mit in den Blick nehmen. Die reflexive Migrationsforschung versteht sich also als Bestandteil eines Migrationsdispositivs, das sie untersucht (vgl. ebd. 2014: 4f.). In kritischer Distanzierung zu anderen Forschungszugängen der Migrationsforschung zeichnet einen solchen reflexiv-konstruktivistischen Zugang aus, dass er die erkenntnistheoretischen Prämissen, die eigene Situietheit, institutionellen Verwobenheiten und die hierarchisierenden Effekte der Wissensproduktion über Migration und Integration auf der Ebene zweiter Ordnung beobachtet. Solche reflexiven Zugänge werden in der deutschsprachigen Migrationsforschung prominent etwa von Anna Amelina (2017, 2021), Janine Dahinden (2016), Boris Nieswand und Heike Drotbohm (2014), Stephan Scheel (2021) sowie von vielen Mitgliedern des Instituts für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) an der Universität Osnabrück betrieben (vgl. als Überblick Dieterich/Nieswand 2020).² Auf europäischer Ebene bündelt das *Standing Committee Reflexivities in Migration Studies* des IMISCOE-Netzwerks (*Immigration, Integration and Social Cohesion in Europe*) entsprechende Forschungsaktivitäten.

Für die hier vorgelegte Arbeit ist die Perspektivierung der reflexiven Migrationsforschung in dreifacher Hinsicht bedeutsam: erstens als Analysewerkzeug, zweitens als Forschungsstand und drittens als Instrument zur Reflexion der eigenen migrationsbezogenen Vorannahmen und Normativitäten. Diese drei Anschlüsse führe ich im Folgenden kurz aus, da sie mir im weiteren Kapitelverlauf als mitlaufende Aufmerksamkeitsebenen für die Erarbeitung der Theorieperspektive dienen.

-
- 2 Es liegt an der relativen Neuheit des Paradigmas, dass derzeit noch zu klären ist welche konkreten Ansätze in der Migrationsforschung einer solchen reflexiven Forschungsrichtung zugerechnet werden und welche nicht. Dieterich und Nieswand (2020) addieren zu den bereits aufgezählten Ansätzen auch noch die postmigrantische Gesellschaftsanalyse (Foroutan 2019), grenzen aber andererseits die reflexive Migrationsforschung von der kritischen Migrationsforschung ab. Sie sprechen zwar von einem großen »Überlappungsbereich« beider Ansätze, schreiben ihnen aber unterschiedliche Ziele zu, nämlich die Sichtbarmachung kritikwürdiger Herrschaftsverhältnisse auf der einen Seite und die Befragung der Bedingungen der Möglichkeit von wissenschaftlicher Erkenntnis auf der anderen (vgl. Dieterich/Nieswand 2020). Diese Argumentation erscheint mir grundsätzlich plausibel, gleichzeitig zeigen sich aber auch in Texten der kritischen Migrationsforschung solche reflexiven Figuren und andererseits in der reflexiven Migrationsforschung solche kritischen Ansprüche. Forschungspraktisch werden oft, wie Nieswand und Drotbohm (2014: 6) bereits feststellten, Denkfiguren mehrerer »Traditionen zu einem neuen Ganzen zusammengefügt«. Vielleicht ließe sich daher eher von unterschiedlichen »Registern« statt von abgrenzbaren Feldern sprechen. Im Verlaufe dieses Kapitels nehme ich aus diesem Grund auch partiell auf Arbeiten der kritischen Migrationsforschung Bezug, insofern sie – im Sinne des Registers der (Selbst-)Befragung von Wissensproduktion – zu einer Analyse der Konstruktionsweisen von Migration und Integration und ihrer Effekte beitragen.

Erstens stellt die reflexive Migrationsforschung ein umfassendes praxistheoretisch inspiriertes theoretisches Werkzeug im Sinne sensibilisierender Konzepte bereit, um zu fragen, wie, durch wen und mit welchen Folgen ein Phänomen als »Migration« oder »Integration« denkbar gemacht wird. Dieses Interesse an der Produktion und Zirkulation von Migrationswissen deckt sich unmittelbar mit meiner Forschungsfrage nach der Konstruktion des Wissensobjekts Integration in Politikschulbüchern. Ich gehe also davon aus, dass ich Teile des theoretischen Instrumentariums für meine Untersuchung und zur Schärfung meines Blicks nutzen kann, um zu analysieren, wie und mit welchen Effekten Migration und Integration in Politikschulbüchern konstruiert werden. Dies erscheint umso dringlicher, als dass zwar im Rahmen der Bildungsmedienforschung bereits seit längerem Arbeiten zur Darstellung von Migration in Schulbüchern vorliegen, dabei aber primär auf erziehungswissenschaftliche Theoriebestände und seltener auf reflexiv-konstruktivistische Gegenstandstheorien³ Bezug genommen wird, wodurch oftmals doch Kategorien der Praxis an die Analyse herangetragen werden anstatt einen epistemologischen Bruch mit der jeweiligen Logik des Feldes vorzunehmen. Auf der anderen Seite interessiert sich die reflexive Migrationsforschung zwar auch für die Zirkulation migrationsbezogenen Wissens jenseits des wissenschaftlichen Feldes, die Analysen bleiben dann aber weitestgehend auf die politik-, wirtschafts- und verwaltungsbezogene Wissensproduktion beschränkt und fragen selten, wie und mit welchen Effekten Wissensbestände über Migration *pädagogisiert* werden. Die Perspektive der reflexiven Migrationsforschung kann jedoch sowohl für die Bildungsmedienforschung wichtige Werkzeuge bereitstellen als auch vom Gegenstand der Bildungsmedienforschung lernen, die es im Falle des Schulbuchs schließlich mit einem äußerst relevanten und vielgenutzten Medium des Wissenstransfers zu tun hat.

Zweitens ist die Perspektive der reflexiven Migrationsforschung für die vorliegende Dissertation auch als Forschungsstand bedeutsam. In anderen Worten: Nicht nur die analytischen Werkzeuge der reflexiven Migrationsforschung sind interessant, sondern auch die Befunde dieser Analysen (also Antworten auf die Frage: *Welche Effekte dieser Konstruktionsprozesse konnte die Forschung herausarbeiten?*). Denn gemäß dem fachdidaktischen Prinzip der Wissenschaftsorientierung wie auch dem erwähnten Kontroversitätsgebot des Beutelsbacher Konsenses sind Unterrichtsmaterialien der politischen Bildung angehalten, relevante kontroverse Spezialdiskurse aus ihren Bezugswissenschaften einzu beziehen. Da die reflexive sowie die kritische Migrationsforschung im Untersuchungszeitraum dieser Arbeit (2002–2021) zunehmend hörbar geworden sind und zu kontroversen Debatten innerhalb der Sozialwissenschaften geführt haben, wäre also durchaus erwartbar, dass einzelne ihrer Aspekte und Problematisierungen sich auch in Politikschulbüchern niederschlagen. In diesem Sinne ist der folgende Teil demnach auch als ein – notwendigerweise partieller – Stand der Forschung zu lesen, der Aufschluss darüber

3 Mit Gegenstandstheorien meine ich hier Theorien, deren Bezugsgegenstand nicht das Medium Schulbuch selbst darstellt (vgl. dazu etwa Höhne 2003), sondern Gegenstände, die sich in den Schulbüchern und darüber hinaus manifestieren. Vgl. jedoch als eine Ausnahme die Studie von Birte Schröder und Inken Carstensen-Egwuom (2020), die auf konstruktivistische Raumtheorien Bezug nehmen.

gibt, welche neueren Paradigmen und Erkenntnisse der Migrationsforschung potenziell Eingang in die Politikschulbücher gefunden haben könnten.

Drittens ist die Perspektive der reflexiven Migrationsforschung – hier wieder nahe bei der reflexiven Diversitätsforschung – ein Instrumentarium dafür, die eigenen forschungsleitenden Vorannahmen über Migration und ihre möglichen Auswirkungen auf die Forschung kontinuierlich zu reflektieren. Dies betrifft auch (mitunter forschungsethische) Fragen, wie mit der Aporie umgegangen werden kann, dass Studien, die etwa Praktiken der Unterscheidung von Migrant*innen und Nicht-Migrant*innen untersuchen, diese Unterscheidungen allein durch ihre Benennung stets aufs Neue reproduzieren⁴; oder Fragen danach, was bei der Korpuserstellung überhaupt als zu ›Migration‹ zugehörig betrachtet wird und was nicht (vgl. Kapitel 5.3). Als Instrument der Selbstreflexion ist die Perspektive der reflexiven Migrationsforschung also durchaus für die eigene Praxis der Wissensproduktion handlungsrelevant und verweist auf eine Frage, die die Sozialwissenschaften wie auch die politische Bildung gleichermaßen betrifft: »How can we study migration without turning it into a problem?«⁵

3.2 Befunde der reflexiven Migrationsforschung zur Wissensproduktion über Migration

Welche Befunde zur Wissensproduktion über Migration hat die reflexive Migrationsforschung der letzten Jahre und Jahrzehnte zu Tage gefördert? Oder, anders gefragt, welche »Bedingungen der Möglichkeit des Wissens über Migration« (Nieswand/Drotbohm 2014: 6) hat sie aus einer praxistheoretisch informierten Perspektive zweiter Ordnung ausgemacht? Im Folgenden resümiere ich wesentliche, in der Forschungsliteratur wiederkehrende Muster und Effekte der Wissensproduktion über Migration. Selbstverständlich handelt es sich hierbei nicht um eine vollständige Diskursanalyse der Migrationsforschung, sondern lediglich um begrenzte, schlaglichtartige Rekonstruktionen, die zur Schärfung der Forschungsperspektive der empirischen Studie beitragen sollen.

3.2.1 Methodologischer Nationalismus

Ein erstes Muster der Wissensproduktion über Migration betrifft die räumlich-politische Rahmung und den Gesellschaftsbegriff, der ihr zugrunde liegt. Seit nunmehr

4 Über solche Aporien wird auch in anderen Feldern der Diversitätsforschung, insbesondere in der Geschlechterforschung, schon lange nachgedacht. Man denke etwa die diskurstheoretisch inspirierten Ausführungen von Sabine Hark (2001: 353) zur feministischen Theorie und ihrer Aporien, die »in doppelter Hinsicht aus dem spezifischen Verhältnis feministischer Theorie zu ihrem Gegenstand« resultierten. Allerdings möchte ich darauf hinweisen, dass diese Aporien jegliche Forschung kennzeichnen und es daher eine Stärke der feministischen Theorie, der reflexiven Migrations- und Diversitätsforschung anzusehen ist, diese Aporien anzuerkennen und damit reflektierbar zu machen.

5 Vgl. für diese und weitere Leitfragen das IMISCOE *Standing Committee Reflexivities in Migration Studies*: <https://www.imiscoe.org/research/standing-committees/927-reflexive-migration-studies> [Zugriff: 06.01.2023].

über 30 Jahren wird in der Soziologie im Allgemeinen und der Migrationsforschung im Besonderen zunehmend anerkannt, dass die zugrundeliegende Analyseeinheit ›Gesellschaft‹ nicht fraglos mit den Grenzziehungen des Nationalstaats gleichgesetzt werden kann. Zu dieser Erkenntnis hat insbesondere der Transnationalismus-Ansatz beigetragen, mit dem deutlich wird, dass Vergesellschaftungsprozesse grenzüberschreitend und quer zu bzw. jenseits von nationalstaatlichen ›Containern‹ stattfinden (vgl. u.a. Nieswand/Drotbohm 2014: 11ff.). Auch ein großer Teil der wissenschaftlichen Wissensproduktion über Migration geht jedoch, so die prominente Kritik von Andreas Wimmer und Nina Glick Schiller (2002), von einem methodologischen Nationalismus aus.

Methodologischer Nationalismus wird definiert als »the assumption that the nation/state/society is the natural social and political form of the modern world« (ebd.: 31; vgl. auch Glick Schiller 2013). Gesellschaft werde dabei mit dem Nationalstaat gleichgesetzt und diese Gleichsetzung zugleich naturalisiert. Wenngleich Wimmer und Glick Schiller ihre These insbesondere anhand einer Analyse dessen belegen, wie die Migrationsforschung ihr Wissensobjekt konstruiert, so ist die Diagnose eines methodologischen Nationalismus keineswegs auf dieses Forschungsfeld beschränkt, sondern trifft die Sozialwissenschaften im Allgemeinen (vgl. auch Beck 2007). Gerade weil die Sozialwissenschaften selbst nach nationalstaatlichen Prinzipien strukturiert waren und es vielfach noch sind, sei die »apparent naturalness and givenness of a world divided into societies along the lines of nation-states« (Wimmer/Glick Schiller 2002: 304) so routinisiert in das Vor-Verständnis ihrer empirischen Gegenstände übergegangen, dass sie analytisch aus dem Blick geriet.⁶ Nationalismus ist, so Paul Mecheril et al. (2013: 22), »als produktiver methodologischer Zugang unsichtbar, indem er die Nation als selbstverständliche Referenz setzt, ohne diese Setzung und ihre historischen, gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen selbst kenntlich zu machen, zu befragen oder zu reflektieren«. Auf diese Weise wird der zugrundeliegende Konstruktionscharakter des Nationalen verdeckt und die nationale Ordnung »scheinbar überhistorisch in Szene« (ebd.) gesetzt.

Wimmer und Glick Schiller machen drei sich überlappende und gegenseitig verstärkende Modi des methodologischen Nationalismus aus (vgl. Wimmer/Glick Schiller 2002): Erstens das bereits skizzierte Ignorieren der nationalen Rahmung der Moderne; zweitens die Naturalisierung nationaler Diskurse, Agenden, Loyalitäten und Geschichten, ohne diese zu problematisieren und zum Analyseobjekt zu machen; und drittens die Territorialisierung des sozialwissenschaftlichen Imaginären und die Reduktion des Analysefokus auf nationalstaatliche Einheiten, wodurch grenzüberschreitende Prozesse ausgeblendet würden. Sowohl für die Phase der sich institutionalisierenden Sozialwissenschaften des 19. Jahrhunderts wie auch für die in der Nachkriegszeit expandierende Migrationsforschung kritisieren Wimmer und Glick Schiller, dass den Praktiken der Wissensproduktion ein Containermodell von Gesellschaft zugrunde liege. Dieses funktionalistische und organische Gesellschaftsverständnis zeichne sich damals wie heute dadurch aus, dass vier Elemente von Gesellschaft als kongruent und isomorph

6 Aus einer historisierenden Perspektive zeigen sie dabei für unterschiedliche sozialwissenschaftliche Disziplinen, wie diese jeweils die Rolle von Nationalismus in der Entstehung moderner Staatlichkeit ›herunterspielen‹ (vgl. Wimmer/Glick Schiller 2002: 304ff.).

verstanden werden und gleichermaßen die Grenzen des nationalstaatlichen Containers anzeigten: die Bürger*innenschaft bzw. das Rechtssystem, der Souverän bzw. das politische System, die Nation bzw. das kulturelle System und die Solidargemeinschaft bzw. das Sozialsystem (vgl. ebd.: 309). Ihr Zusammenhang bilde in dieser funktionalistischen Vorstellung die Haut, die den Gesellschaftskörper zusammenhalte (vgl. ebd.).

Die Crux ist nun, dass Migration vor dem Hintergrund eines solchen nationalistisch-funktionalistischen Gesellschaftsverständnisses sowohl in der Politikgestaltung als auch der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion als Anomalie zum ›ordentlichen‹ Funktionieren von Staat und Gesellschaft erscheinen muss (vgl. ebd.). Wimmer und Glick Schiller (2002: 309ff.) zufolge werden Migrant*innen daher aus vier Gründen zu einem immer wiederkehrenden Wissensobjekt: Erstens problematisieren Migrant*innen die Isomorphie zwischen Bevölkerung, Souverän und Staatsbürger*innenschaft, indem sie als Andere der Gemeinschaft geteilter Loyalität und Rechte wahrgenommen werden. Zweitens problematisieren sie die Isomorphie zwischen Bevölkerung und Nation, indem sie den Nationalstaat an die bereits in den nationalen Gesellschaftskörper ›absorbierten‹ Gruppen erinnern und insofern den Konstruktionscharakter des Nationalen durch ihre Präsenz offenlegen. Drittens unterlaufen Migrant*innen die Isomorphie zwischen Bevölkerung und Solidargemeinschaft, insofern sie als ›von außen‹ Kommende nicht per se in das nationale Sozialsystem inkludiert sind, aber gleichzeitig nicht völlig aus dem Sozialsystem exkludiert werden können, woraus sich eine permanente Spannung ergebe. Viertens erscheinen Migrant*innen, weil sie sich über Grenzen hinwegbewegen, in den Augen sozialwissenschaftlicher Beobachter*innen vielfach als Ausnahme einer implizit zugrundeliegenden Vorstellung, in der die Sesshaftigkeit und das Verbleiben in den Grenzen des eigenen Nationalstaats als Normalität angesehen wird (vgl. hierzu den Begriff des Sedentarismus im nächsten Unterkapitel dieser Arbeit).

Methodologischer Nationalismus wurde und wird in weiten Teilen der Migrationsforschung etwa mittels staatszentrierter Definitionen von Migration als Bewegung von ›Staat A‹ nach ›Staat B‹ aktualisiert (vgl. Scheel/Tazzioli 2022). Diese Definitionen, so Stephan Scheel und Martina Tazzioli (2022), seien jedoch mit mehreren epistemologischen Fallstricken verbunden: Erstens werde die internationale Ordnung naturalisiert, was dann zweitens zu einer Ontologisierung von Migrant*innen als ohne weiteres verfügbare Forschungsobjekte führe, womit Migration drittens als regierbares Phänomen gerahmt werde. Diesen epistemologischen Fallen könne nur dadurch entkommen werden, dass die Praktiken der Herstellung von Migration selbst – und ganz entscheidend auch wissenschaftliche wie staatliche Grenzziehungspraktiken – zum Forschungsobjekt gemacht werden. Für die in Deutschland situierte Migrationsforschung – von der ›Gastarbeiterforschung‹ über die ›Ausländer- und Asylforschung‹ und ›Ausländerpädagogik‹ bis hin zur ›Integrationsforschung‹ – wurde dabei eine enge Verbindung mit dem methodologischen Nationalismus herausgearbeitet (vgl. Braun et al. 2018: 11). Gerade nach dem sogenannten ›Sommer der Migration‹ 2015 habe dabei ein erneuter Schub des methodologischen Nationalismus in der Migrationsforschung stattgefunden (vgl. ebd.: 12). Freilich sind in der Soziologie und der Migrationsforschung jedoch mittlerweile vielfältige Ansätze entstanden, deren explizites Ziel es ist, eine widerständige Wissensproduktion jenseits des methodologischen Nationalismus zu betreiben (vgl. etwa Yildiz 2018).

3.2.2 Sedentarismus

Ein zweites, mit dem methodologischen Nationalismus eng verbundenes Muster der migrationsbezogenen Wissensproduktion zeigt sich in der ihr oftmals zugrundeliegenden Norm des Sedentarismus. Mehrere Forscher*innen haben – zunächst ausgehend von einer kritischen Kartierung der ethnologischen Wissensproduktion – auf den »sedentary analytical bias« (Malkki 1995: 508) hingewiesen, der hegemonialen wissenschaftlichen, politischen, medialen und Verwaltungsdiskursen über Migration zugrunde liege (vgl. etwa Malkki 1992, 1995; Ghorashi 2017; Stielicke 2021). Mit dem Begriff des Sedentarismus wird zum Ausdruck gebracht, dass Sesshaftigkeit zur Norm erklärt wird, vor deren Hintergrund Bevölkerungsbewegung implizit als problemhafte Abweichung erscheint, die es zu beheben gelte (vgl. Stielicke 2021: 11f.). Die Verwurzelung von Migrant*innen im kulturellem Hintergrund und geographischen Territorium ihres Herkunftslands wird dabei als natürlicher Bestandteil ihrer Identität angesehen und sodann abgeleitet, sie müssten sich in einem anderen Land automatisch »fremd« und »deplatziert« fühlen und könnten dadurch nie ganz dazugehören (vgl. Ghorashi 2017: 2429). Der nationale Raum wird dann zugrunde gelegt als »the space in which the citizen is at home and the migrant is out of place« (McNevin 2022: 3). Historisch spezifische Vorstellungen von Sesshaftigkeit und Heimat – als die Vorstellung, dass Identitäten überhaupt an geographische Orte gebunden seien – werden durch einen solchen »sedentary bias« normallisiert, Bewegung pathologisiert (vgl. Malkki 1992: 31; auch Wimmer/Glick Schiller 2002: 311).

Diese funktionalistischen Identitäts- und Heimatkonzeptionen sind wiederum eng an die Vorstellung gebunden, dass nationalstaatliche Souveränität eine natürliche und zwingende Ordnung sei (vgl. Malkki 1995: 111). Mit einer solchen »nationalen Ordnung der Dinge« gehe Liisa Malkki (1995) zufolge wiederum eine Naturalisierung konkreter politischer Maßnahmen einher: Erstens erscheine die Abschottung gegenüber Flüchtlingen als probat oder gar als natürlich; zweitens werde die Notwendigkeit, »entwurzelte-/mobile Personen etwa an Grenzen oder in Lagern zu kontrollieren, überwachen und zu managen, naturalisiert; drittens würden Geflüchtete durch die essentialisierende Vorstellung, sie seien eine »eigene Gruppe« mit einer »anderen Kultur« zu einem scheinbar natürlichen Untersuchungsgegenstand der Ethnologie⁷ gemacht (vgl. ebd.: 111f.; auch Stielicke 2021). Sobald Studien jedoch auf diesem Gruppenkonstrukt aufbauen, blenden sie aus, welche Praktiken zur Herstellung der Existenz dieser Gruppe vorausgehen und welchen Anteil die Wissensproduzent*innen selbst an ihnen haben.

3.2.3 Kulturalisierung

Ein drittes, in der reflexiven Migrationsforschung und angrenzenden Fachgebieten vielfach herausgestelltes Muster in der Wissensproduktion über Migration ist das der Kulturalisierung. Bereits vor 20 Jahren identifizierte Martin Sökefeld (2004) in einer

7 Diese Feststellung lässt sich auch auf weitere Disziplinen übertragen. Vgl. für eine umfassende Studie zur Soziologie des Fremden und den dort konstruierten Ordnungen des Anderen Reuter 2015.

Analyse der Wissensproduktion über türkische Migrant*innen in Deutschland ein »Paradigma kultureller Differenz«, das im wissenschaftlichen, politischen und pädagogischen Feld gleichermaßen verbreitet ist. Migrant*innen würden in Wissenschaft und Politik vornehmlich als Fremde vorgestellt und diese Fremdheit zugleich kulturell begründet (vgl. ebd.: 9). Dieses Muster treffe insbesondere auf die Wissensproduktion über türkische Migrant*innen zu, die oftmals als »doppelt fremd« konstruiert werden, weil sie nicht nur aus einem anderen Land stammen, sondern auch – so die Unterstellung – einer anderen Religion, nämlich dem Islam, angehören (ebd.: 10).⁸ Kultur als Erklärungsmodell für vermeintliche Integrations- und Identitätsprobleme von »Ausländer*innen« und »Eingewanderten« setzte sich, wie Sökefeld (2004: 15ff.) weiter zeigt, in den deutschen Sozial- und Erziehungswissenschaften der 1970er Jahre durch. Dabei lag und liegt vielfach ein ganz spezifischer – in der Ethnologie seit der sogenannten Krise der Repräsentation weitestgehend überwundener – Kulturbegriff zugrunde: nämlich als internalisiertes Set von Normen, welches individuelles Handeln beinahe deterministisch anleite. Die sozialwissenschaftliche Forschung zu türkischen Migrant*innen in Deutschland hat beispielsweise oftmals männliche türkische Jugendliche und sexualisierte Gewalttaten miteinander in Verbindung gebracht und diesen Zusammenhang mittels Kultur zu erklären versucht: Es liege an einem internalisierten »türkischen Ehrbegriff«, dass *sie* nicht anders hätten handeln *können* (vgl. zu Konstruktionen von Ehre in der Forschungsliteratur über türkische Migranten ebd.: 18ff.). *Weibliche* türkische Jugendliche und Frauen wurden im Umkehrschluss vielfach als passive Opfer von Gewalt konstruiert. Die Wissensproduktion über Migration hatte und hat aus dieser Perspektive einen bedeutenden Anteil an der Kulturalisierung sozialer Beziehungen und Identitäten, insofern sie Kultur zu einer flexiblen Deutungsressource stilisiert haben, mit der jedwede Form von sozialen Problemen und Konflikten erklärt werden kann (vgl. Anthias 2013). Auch Yasemin Shooman (2014) zeigt in ihrer Diskursanalyse von Narrativen des antimuslimischen Rassismus viele Spielarten von Kulturalisierung auf und hebt das intersektionale Ineinandergreifen der Kategorien Kultur, Ethnizität, Religion, Geschlecht und Klasse hervor. Dass Kulturalisierung auch in migrationsbezogenen Kapiteln bayerischer und hessischer Schulbücher der 1980er und 1990er Jahre eine bedeutende Rolle spielt, zeigten bereits Höhne, Kunz und Radtke (2005).

3.2.4 Gruppismus und Passivierung

Eng mit Kulturalisierung verknüpft ist ein viertes Muster der Wissensproduktion über Migration, welches Rogers Brubaker (2002) in einem vielbeachteten Aufsatz als »groupism« (Gruppismus) bezeichnete. Unter Gruppismus versteht er »the tendency to take discrete, sharply differentiated, internally homogeneous and externally bounded groups as basic constituents of social life, chief protagonists of social conflicts, and fundamental units of social analysis« (ebd.: 164). Aus einer solchen gruppistischen Perspektive werde der Blick auf die Diversität *innerhalb* der konstruierten Gruppen wie auch auf die Kontingenz der Situationsdefinition auf spezifische Weise verstellt. Auch dieses Muster der

8 Dass diese Unterstellung freilich meist nicht zutrifft, zeigt Spielhaus (2018) eindrücklich.

Wissensproduktion und ihr Effekt – die Reifizierung von Gruppen als substanzialisierte ›Blöcke‹ entlang von (ethnisierenden, rassisierenden, kulturalisierenden) Merkmalen – ist keineswegs nur auf die Migrations- und Integrationsforschung beschränkt, wurde jedoch ausführlich an ihr wie auch an der medialen Berichterstattung über Migration aufgezeigt (vgl. ebd.).

Migrationsforschung ist vielfach »Ausländerforschung« (vgl. Mecheril et al. 2013), die jeweils auf unterschiedliche Weise *ethnisierte* Gruppen in den Blick nimmt. Einen solchen »ethnic common sense« gelte es Brubaker zufolge jedoch zu erklären, nicht als erklärende Variable heranzuziehen: ethnopolitische Kategorien sollten insofern als Kategorien der Praxis, nicht der Analyse verstanden werden und auf ihren performativen Charakter befragt werden (vgl. Brubaker 2002: 165ff.; Wimmer 2008). Die von Brubaker in Bourdieuscher Tradition gestellte Frage ist entsprechend, wie sich eine solche Reifizierung von Gruppen praktisch und prozesshaft vollzieht – auch und gerade in der Wissensproduktion über Migration und Migrant*innen. In diesem Zusammenhang weist er auf die wichtige Funktion von Framing und Narrationen hin, durch die soziale Konflikte als *ethnische* Konflikte zwischen Gruppen plausibilisiert würden (vgl. ebd.: 173). Dies verweist auf die besondere methodische Relevanz von Diskursanalysen in der Erforschung und Problematisierung einer der Wissensproduktion über Migration eventuell zugrundeliegenden »ethnic lens« (Glick Schiller/Çağlar/Guldbrandsen 2006).

Gruppenkonstruktionen sind dabei eng mit Vorstellungen von Handlungsmacht (Agency) verbunden. Insbesondere der Ansatz der »Autonomie der Migration« (Bojadžijev/Karakayali 2007; Mezzadra 2011) hat ein in der Migrationsforschung hegemoniales Repräsentationsregime von Migrant*innen problematisiert, in dem Migrant*innen primär als passive, ohnmächtige Opfer konstruiert würden (vgl. Hess 2017). Eine solche *ex ante* Passivierung – die Tilgung der Handlungsmacht von Migrant*innen – lässt sich insofern als weiteres Muster der Wissensproduktion über Migration herausstellen. Dies betrifft etwa das Modell der Push- und Pull-Faktoren, welches eine verbreitete Theorie zur Erklärung internationaler Migration in den Sozialwissenschaften darstellt und auch in Schulbüchern vielfach aufgegriffen wird (vgl. Achour 2020: 149). Sabine Hess analysiert die mit diesem Modell verbundene Konstruktion migrantischer Passivität wie folgt:

»On the one side, there is a more or less strong and monolithic apparatus and a will to stop, to hinder, to exclude, and to suppress migration and/or to exploit it. On the other side, there are victims, either people who followed the call of capital and find themselves cheated and trapped in exploitation, as the official left-wing narrative of the so-called guest worker systems wanted to make us believe for a long time. The dominant narrative was like this: there was a labor shortage, and the German government responded to it by signing ›guest worker contracts‹. Then, thousands of poor men from the European South followed the call, more or less unaware of the conditions awaiting them. In this context, the figure of the *homo exploiticus* was constructed as the other side of the *homo economicus* of classical migration theories« (Hess 2017: 91f.; Herv. i.O.).

Auf diese Weise werden Migrant*innen vielfach entweder als Objekte struktureller ökonomischer Kräfte oder als reine, leidende Opfer konstruiert, also viktimisiert (vgl.

auch Tazzioli et al. 2018: 241). Migration wird, so die Kritik, ihr »subjektives Gesicht« (Bojadžijev/Karakayali 2007: 212) genommen. Demgegenüber betont der Ansatz der Autonomie der Migration die Handlungsmacht von Migrant*innen, insofern Mobilitäten nicht aus einer staatlichen Regulierungsperspektive betrachtet, sondern vordergründig die Perspektiven von Migrant*innen und ihre widerständigen Praktiken und soziale Kämpfe selbst in den Blick genommen werden (die mitunter eben auch als eine transformative soziale Bewegung erscheinen; vgl. ebd.). Mit dem Ansatz soll jedoch weder einer Romantisierung von Migration noch einem verklärten Autonomiebegriff Vorschub geleistet werden, sondern ein heuristisches Verständnis von Autonomie vorgeschlagen werden, welches die konfliktive Relationalität zwischen widerständigen Praktiken von Migrant*innen und gouvernementalen Steuerungsversuchen von Migration untersucht (vgl. Scheel 2015).

3.2.5 Kolonialität, Eurozentrismus und Rassismus

Die reflexive und kritische Migrationsforschung hat weiterhin die Verknüpfung der Wissensproduktion über Migration mit Rassismus, Eurozentrismus und Kolonialität herausgearbeitet. Der Zusammenhang von Migration und Rassismus wird in der Migrationsforschung sehr unterschiedlich gedeutet, wie Umut Erel, Karim Murji und Zaki Nahaboo (2016) in einer Meta-Analyse zeigen. Für den deutschen Kontext war und ist die Thematisierung von Migration als eng mit Rassismus verbundenes Thema entscheidend, was sich nicht zuletzt in den Begrifflichkeiten manifestiert, in denen über Rassismus lange Zeit gesprochen und geforscht wurde: *Fremdenfeindlichkeit* und *Ausländerfeindlichkeit* (vgl. zur Genealogie und Kritik dieser Begriffe Terkessidis 2004: 13ff.). Die damit einhergehende Verkürzung der wissenschaftlichen Wissensproduktion von Rassismus auf Migration wurde zunehmend problematisiert. Alyosxa Tudor (2013: 45) etwa kritisiert die Gleichsetzung von Migration und Rassismus wie folgt:

»Eine wichtige These für die hier erarbeitete Konzeptualisierung des Verhältnisses von Rassismus zu Migration ist, dass Rassismus sich nicht in Migrationsfragen erschöpft, sondern ein über (Zuschreibungen von) Migration hinausreichendes und ihnen zugrunde liegendes gesellschaftskonstituierendes Denkmodell ist, das intelligible Europäisierung als privilegierte Rassifizierung konstruiert. (Zuschreibungen zu und von) Migration ist bzw. sind in aktuellen eruopäisierten Zusammenhängen also immer mit (post)kolonialen Ordnungsmustern verbunden, jedoch ist nicht jede Zuschreibung von Migration deshalb und damit rassistisch.«

Konstruktionen von Migration seien insofern über strukturellen Rassismus als einer *auch* symbolischen Ordnung vermittelt, als dass eine selektive, an koloniale Kontinuitäten anschließende Politik der Markierung zugrunde liegt, mit der nur die Mobilität bestimmter Gruppen, nur bestimmte Ortswechsel als Migration klassifiziert werden (vgl. ebd.: 52). Denn als Migration werden in medialen und wissenschaftlichen Diskursen häufig nur jene Ortswechsel sichtbar gemacht, die eine auf kolonialen und rassistischen Prämissen gebaute nationale (Zugehörigkeits-)Ordnung überschreiten und als das Andere einer (zumindest implizit vorausgesetzten) *weißen* nationalen oder

europäischen Identität erscheinen (vgl. Grosfoguel 2017). Zur anderen Seite dieser Medaille gehört, dass sich transnationale Eliten weitestgehend problemlos als »global free movers« (Favell 2022: 3) bewegen können, ohne als Migrant*innen markiert zu werden und insofern auch selten von jenen (wissenschaftlichen) Diskursen identifiziert werden, die ihre Bewegung als Marker für ihre Abweichung von einem nationalen oder europäischen Selbstverständnis deuten würden.

Das Repräsentieren von Migration ist aus dieser Perspektive ein vielfach von unterschiedlichen post- und dekolonialen Studien herausgearbeiteter Mechanismus, mit dem sich ein europäisches Selbst über die Abgrenzung seines nicht-europäischen kolonialen Anderen herstellt (vgl. El-Tayeb 2016; Hall 1992; Quijano 2000; Said 1979; Spivak 1993). Dies gilt, wie Mayblin und Turner (2021) in *Migration Studies and Colonialism* zeigen, auch für die wissenschaftliche Wissensproduktion über Migration: Denn obwohl der Kolonialismus und seine Nachwirkungen für Migrationsbewegungen wie auch deren gesellschaftliche Wahrnehmung fundamental seien, habe sich die Migrationsforschung nur wenig mit Kolonialismus und Kolonialität als zentralen Voraussetzungen ihrer Forschung beschäftigt. Vielmehr beruhe die Migrationsforschung oftmals auf einem methodologischen Eurozentrismus, der ›Europa‹ bzw. ›den Westen‹ als dichotom vom ›Rest‹ der Welt unterschieden betrachtet (vgl. Mayblin/Turner 2021; zum methodologischen Eurozentrismus auch Siouti et al. 2022). Beide Entitäten werden unterschiedlich qualifiziert und sodann hierarchisiert: Europa bzw. der Westen gelten als fortschrittlich und entwickelt, der ›Rest‹ als Raum, der diesen Weg der Modernisierung noch vor sich hat.

Fatima El-Tayeb (2016: 31ff.) zufolge wird diese Dichotomie und die darauf aufbauende Hierarchie durch zwei Mechanismen aufrechterhalten: die Idee einer »internalistischen Geschichte« und einer »evolutionären Zeit«. So schreibe Deutschland seine Geschichte, als hätte es »aus sich heraus«, nur mit eigener geistiger und materieller Kraft den Stand der »Entwicklung« erreicht, mit dem es heute die globale Werteskala anführt (vgl. ebd.: 45). Damit würden koloniale und postkoloniale Verflechtungen, die die Möglichkeitsbedingung dieser Entwicklung darstellten, ausgeblendet. Zugleich situiere sich Deutschland an der Spitze einer linearen, evolutionären Entwicklungsskala und positioniere andere Weltregionen außerhalb Europas als auf dieser Skala zurückgeblieben und verneint damit ihre Zeitgenoss*innenschaft (vgl. ebd.: 49ff.).⁹

»Die Kombination von internalistischer Geschichte und evolutionärer Zeit bildet das Fundament der Mär von der europäischen zivilisatorischen Überlegenheit. Sie kreierte Europa als sowohl räumlich wie zeitlich klar abgrenzbare Einheit, aber diese scheinbare Klarheit entsteht auf Kosten einer brutalen Hierarchie der Wertigkeit, die direkt von der postulierten Nähe zu eben diesem Europa bestimmt wird, aber auch durch Europa selbst verläuft.« (El-Tayeb 2016: 53)

Mit diesem Ansatz lässt sich ein Teil der Brisanz und der hohen (wissenschaftlichen und politischen) Aufmerksamkeit gegenüber Migration erklären, da postkoloniale Grenz-

9 Vgl. hierzu auch Johannes Fabians (2014) Analyse der ethnologischen Wissensproduktion und ihrer Effekte, auf die El-Tayeb hier aufbaut.

ziehungen durch Migrationsbewegungen überschritten und irritiert werden. El-Tayeb (ebd.) arbeitet das Zusammenspiel dieser Konstruktionen von Modernität/Kolonialität, Nationalidentität und Migrantisierung heraus. Sie zeigt dabei, dass die dargelegte rassifizierte Konstruktion von Nationalidentität konstitutiv auf die Abgrenzung von ihrem Anderen angewiesen ist. Sie erfolgt aber nicht allein über die Abgrenzung von Migrant*innen als Andere, sondern auch über die Ausgrenzung der Erfahrungen von Personen(gruppen), die gerade *wegen* Europas globaler und kolonialer Geschichte schon seit langem in Deutschland leben, aber dennoch beständig als Ausnahme konstruiert werden. So würden etwa People of Colour, Muslim*innen, Rom*nja und Sinti*zze beständig rassifiziert, als »undeutsch« produziert und als Gegenfolie einer *weißen* christlichen Nationalidentität entworfen. Dadurch würden sie beständig externalisiert und als nicht fraglos zu Deutschland gehörend konstruiert. Menschen werden auf diese Weise migrantisiert¹⁰ und ihre Präsenz als ewiges Novum exzeptionalisiert. Analytisch gewendet ist die Wissensproduktion über Migration und Integration also darauf zu befragen, wie sie selbst an Praktiken der Migrantisierung und Externalisierung und im Umkehrschluss an der Konstruktion einer weißen und christlichen Nationalidentität beteiligt ist.¹¹

3.2.6 Intersektionalität

Ein sechstes Muster in der Wissensproduktion über Migration, welches ich hier vertiefen möchte, ist die intersektionale Kopplung von Differenzierungen in Migrationsdiskursen. Elisabeth Tuider und Miriam Trzeciak haben eine solche intersektionale Perspektive auf Migration plastisch als Analyse von »*Doing difference while doing migration*« bezeichnet (Tuider/Trzeciak 2015: 364; Herv. i.O.). Die bisherigen Ausführungen haben bereits angedeutet, dass Konstruktionen von Migration und Migrant*innen auf engste mit anderen Differenzierungen verbunden sind. Es liegt außerhalb des Rahmens dieser Arbeit, die komplexen intersektionalen Bezüge von Migration zu allen denkbaren Differenzierungsachsen auszuführen und dies auf den unterschiedlichen Ebenen zu reflektieren,

10 Migrantisierung ist als ein Set performativer Praktiken zu verstehen, mit dem Personen ein Migrationsstatus unabhängig vom Besitz einer bestimmten Staatsbürgerschaft oder der vorherigen Überschreitung einer nationalstaatlichen Grenze zugeschrieben wird (vgl. Dahinden 2024). Aus gouvernementalitätstheoretischer Perspektive kommt Migrantisierung als Regierungstechnologie in den Blick, die Personen unterschiedliche symbolische und materielle Ressourcen zuweist und sie insofern hierarchisiert (vgl. ebd.).

11 Dies wurde in der kritischen und reflexiven Migrationsforschung bereits in verschiedenen Zusammenhängen getan. Im Kontext der Bundesrepublik sei hier insbesondere auf die kritische und reflexive Auseinandersetzung mit der Kategorie des Migrationshintergrunds hingewiesen. In dieser bevölkerungsstatistischen Kategorie, so eine zentrale Kritik, werde die Tatsache des Migriertseins über Generationen hinweg festgeschrieben und auch Personen ohne eigene Migrationserfahrung wiederkehrend als Andere konstruiert. Im Umkehrschluss werde durch den Begriff ein undefiniertes Wir konstruiert. Der Migrationshintergrund fungiere in diesem Sinne eher als Zugehörigkeitsmarker denn als Mobilitätskategorie (vgl. etwa Rat für Migration 2022).

die in der Intersektionalitätsforschung diskutiert werden.¹² Da es mir hier lediglich um eine Reflexion der *Wissensproduktion* über Migration und ihrer Effekte geht, stelle ich im Folgenden ausgewählte Studien vor, die sich mit der Intersektionalität von Migration und den Diversitätsdimensionen Religion, Geschlecht und Klasse auf der Ebene symbolischer Repräsentationen (vgl. Degele/Winker 2010: 54ff.) beschäftigen. Auch hier kann es nicht darum gehen, Generalisierungen vorzunehmen, sondern lediglich darum, exemplarische Repräsentationsmechanismen und Effekte zu skizzieren.¹³

Aus einer intersektionalen Perspektive auf Repräsentationsverhältnisse kommt in den Blick, wie rassifizierende, nationalisierende oder ethnisierende Unterscheidungen zwischen Migrant*innen und Nicht-Migrant*innen bzw. zwischen einem Wir und den Anderen (vgl. Anderson 2013) mit weiteren Unterscheidungspraxen zusammenspielen und dabei diskriminierte als auch privilegierte Subjektpositionen erzeugt werden. Insbesondere in der postmigrantischen Gesellschaftsanalyse wird die These vertreten, dass es in Debatten um Migration »in Wahrheit also gar nicht primär um Migration« (Foroutan 2019: 13) gehe, sondern dass dahinterliegende »Fragen von Rassismus, Antisemitismus, Geschlechtergerechtigkeit, Homophobie, sozialem Aufstieg und sozialer Ungleichheit gleichzeitig« (ebd.: 17) verhandelt – oder mitunter verdeckt – werden.

Auch im wissenschaftlichen Spezialdiskurs über Migration geht es also zugleich auch um weitere Differenzachsen. Bridget Anderson etwa argumentiert, dass sich die Migrationsforschung in erster Linie auf die »mobility of the poor« (Anderson 2019: 2) konzentriere und damit eigentlich Klasse erforsche – allerdings in erster Linie die Arbeiter*innenklasse. Aus einer anderen Richtung zeigt Riem Spielhaus (2018), dass es in der Forschung über den Islam sowie in der Forschung über Migration oftmals eine kategoriale Verwechslung gebe, insofern Zuschreibungen von »Islam« und »Migration« oftmals fraglos kombiniert werden. Die politisierte europäische Islamforschung befragt bzw. »inspiziert« (Amir-Moazami 2018) vielfach »*Muslimen als Migranten*« (Spielhaus 2018: 139; Herv. i.O.) und unterstellt dabei oftmals, dass eine Religionszugehörigkeit zum Islam eine Migrationsgeschichte voraussetze. Andererseits sind in der Migrationsforschung muslimische Migrant*innen bzw. Migrant*innen aus Ländern, die als überwiegend muslimisch charakterisiert werden, deutlich überrepräsentiert. Aus dem Blick gerät dadurch jedoch die religiöse und weltanschauliche Vielfalt innerhalb der Gruppe der Migrant*innen.

Die Geschlechterforschung, Migrationsforschung und postkolonialen Studien haben aus einer intersektionalen Perspektive die diskursiven Verknüpfungen von Migration, Geschlecht und sexueller Orientierung herausgearbeitet und gezeigt, welche Effekte diese Diskursverschränkungen auf die Konstruktion privilegierter Selbstbilder und

12 Degele und Winker (2010) unterscheiden hier zwischen der Identitäts-, Struktur- und Repräsentationsebene. Vgl. für einen Überblick zum gegenwärtigen Stand der Intersektionalitätsforschung Biele Mefebue et al. 2020a.

13 Die folgenden Ausführungen sind dabei begrenzt, insofern hier lediglich aus der Perspektive der Migrationsforschung auf Intersektionalität geblickt wird. Anders situierte Forschungsperspektiven – etwa die Gender Studies, Disability Studies oder die Klassismusforschung – werden wahrscheinlich andere Akzentuierungen vornehmen. Keineswegs geht es im Folgenden also darum, ein vollständiges Abbild aller relevanten Intersektionalitäten und ihrer Effekten vorzunehmen, sondern lediglich um eine spezifisch situierte Einführung in die Theoriefigur von Intersektionalität.

diskriminierter Fremdbilder haben (vgl. Jäger 2004; Castro Varela/Dhawan 2016; Yildiz 2016). In den letzten Jahren wurden insbesondere die Kopplung und das ›Gegeneinander ausspielen‹ von Rassismus und Sexismus analysiert. In den im Folgenden referierten Studien wird deutlich, dass Zuschreibungen von Sexismus und Homo- und Transfeindlichkeit in Diskursen herangezogen werden, um eine vermeintliche Gefährlichkeit, Unaufgeklärtheit und Rückständigkeit von männlichen Migranten und migrantisierten Männern zu konstruieren. Migrantinnen und migrantisierte Frauen werden demgegenüber als Opfer konstruiert, die die Hilfe von ›einheimischen‹ aufgeklärten Männern benötigten.¹⁴ Im Kontext Deutschlands hat Margarete Jäger (2004) bereits zu Beginn der 2000er Jahre eine ›Ethnisierung von Sexismus‹ herausgearbeitet. Darunter versteht sie, dass

»bestimmte sexistische (oder frauenfeindliche) Haltungen und Verhaltensweisen zum Charakteristikum einer bestimmten ›Ethnie‹ gemacht werden, wenn etwa behauptet wird: türkische oder muslimische Männer seien sexistisch und unterdrückten Frauen in besonderer Weise. Mit dieser Begründung wird dann ein Zusammenleben von Türken oder Moslems mit ›uns‹ als nur schwer oder auch gar nicht möglich angesehen« (Jäger 2004: 421).

Auch in der Berichterstattung über die in der Kölner Silvesternacht 2015/16 verübten sexuellen Übergriffe auf Frauen identifiziert Gabriele Dietze (2016) die Trope des »(hetero-)sexuell übergriffigen jungen muslimischen Flüchtlings«. Diese reihe sich ein in viele weitere Figuren, die in alltäglichen und medialen Diskursen zur Legitimation einer »sexualpolitisch argumentierende[n] Migrationsfeindlichkeit« (ebd.: 4) herangezogen werden. Dietze deutet diese Tropen und ihre Generalisierung als Ausdruck eines *Ethnosexismus*, worunter sie »eine Art von Kulturalisierung von Geschlecht [versteht], welche ethnisch markierte Menschen aufgrund ihrer angeblich besonderen, problematischen oder ›rückständigen‹ Sexualität oder Sexualordnung diskriminiert« (Dietze 2016: 4). Auch weitere Studien und Theoretisierungen – etwa zu »Gender nationalism« (Hadj Abdou 2017) und »Gendernativism« (Dahinden/Manser-Egli 2023) – haben herausgearbeitet, wie Verweise auf Frauenrechte und Geschlechtergerechtigkeit in Migrationsdiskursen als Marker herangezogen werden, um ein nationales oder völkisch konnotiertes Selbst von einem sexuell als problematisch und gefährlich konstruierten ›migrantischen Anderen‹ abzugrenzen. Neben einem solchen »Othering through gender equality« (ebd.: 4) haben mehrere Sozialwissenschaftler*innen unter den Stichworten ›sexueller Exzeptionalismus‹ sowie ›Homonationalismus‹ herausgearbeitet, dass auch der Verweis auf liberale LSBTIQ*-Politiken in Deutschland und der EU dazu genutzt werden, um sich von einem generalisierten homophoben, von Außen kommendem Anderen abzugrenzen (vgl. Dietze 2017; Hiller 2021; Klappeer 2022). Dieser Repräsentationsmechanismus hat nicht nur diskriminierende Effekte, indem migrantisierte Andere

14 Vgl. zur Figur der ›Rettung‹ von Migrantinnen Castro Varela/Dhawan 2016. Dabei handelt es sich um eine Diskursfigur, deren koloniale Kontinuität durch die postkolonialen Studien vielfach herausgearbeitet wurde. Vgl. als Ausgangspunkt Gayatri C. Spivak (1993: 91), die diese Figur als »white men saving brown women from brown men« beschrieben hat.

per se als potenzielle Gefahr konstruiert werden¹⁵, sondern schafft auch ein privilegiertes Selbstbild, das als fortschrittlich, aufgeklärt, tolerant und inklusiv gilt. Durch die dabei vorgenommene diskursive Externalisierung von Diskriminierungsstrukturen wird der Blick von den »uneingestandenenen Emanzipationsdefiziten des Westens« (Dietze 2017: 21) weggelenkt. Dadurch werden diese tendenziell der wissenschaftlichen Reflexion und politischen Veränderung entzogen.

3.3 Befunde der reflexiven Migrationsforschung zur Wissensproduktion über Integration

Als zentraler Begriff im Umgang mit Migration und migrationsbezogener Differenz in Deutschland wie auch vielen anderen Staaten des Globalen Nordens hat sich der Begriff der *Integration* durchgesetzt.¹⁶ Während Migration oftmals als Problem konstruiert wird, wird Integration als dessen Lösung in Anschlag gebracht (vgl. Mecheril/Thomas-Olalde 2018). Genealogische Studien aus unterschiedlichen regionalen Kontexten Europas können dabei zeigen, dass sich der Integrationsbegriff in einem Kräftefeld aus sozialwissenschaftlichen, staatlichen und zivilgesellschaftlichen Akteuren durchsetzen konnte (vgl. Karakayali 2009; Bojadžijev 2012; Piñeiro 2015; Favell 2022; Espahangizi 2022). Diese Studien machen deutlich, dass die Karriere des Konzepts einerseits auf eine Abgrenzung gegenüber konkurrierenden Konzepten der Assimilation (vgl. Espahangizi 2022), des Multikulturalismus (vgl. Schinkel 2017) und des Transnationalismus und Kosmopolitismus (vgl. Favell 2022) zurückzuführen ist, andererseits aber auch auf die erfolgreiche Einhegung widerständiger politischer Praktiken von Migrant*innen (vgl. Bojadžijev 2012).

Integration ist sowohl im öffentlichen Diskurs als auch in wissenschaftlichen Spezialdiskursen ubiquitär und es liegt außerhalb des Rahmens dieser Arbeit, die Verwendung und Konnotation des Begriffs in allen diesen Feldern nachzuzeichnen (vgl. jedoch für die Migrationsforschung Röder 2020; Spencer 2022; für die Soziologie Pries 2020; Scherschel 2020; Treibel 2020; für die Erziehungswissenschaft und Bildungssoziologie Georgi/Keküllüoğlu 2018; Hadjar/Becker 2020; für die Politikdidaktik Achour 2020; Hahn-Laudenberg/Achour 2020; für die Geschichtswissenschaft Möhring 2018, 2019). Der Ausgangspunkt für die folgenden theoretischen Ausführungen ist, dass es sich beim Begriff der Integration um einen leeren Signifikanten handelt, dessen Unbestimmtheit eine Projektionsfläche für die unterschiedlichsten Deskriptionen und normativen Vorstellungen von Migration und Differenz darstellt (vgl. Karakayali 2009; Buck 2011). Mikkel Rytter bringt diese Bedeutungsoffenheit ausgehend von einer Analyse des dänischen Integrationsdiskurses treffend auf den Punkt:

-
- 15 Zudem sei darauf hingewiesen, dass in dieser Konstruktion die (Diskriminierungs-)Erfahrungen homosexueller und queerer Migrant*innen und Muslim*innen ausgeblendet werden. Vgl. etwa zur Mehrfachdiskriminierung binationaler schwuler Paare Çetin 2012.
 - 16 Selbstverständlich gibt es auch weitere Verwendungen des Integrationsbegriff, etwa im Kontext der Eingliederung von Menschen mit Behinderungen oder im Kontext des Zusammenschlusses von EU-Staaten. Der Integrationsbegriff ist darüber hinaus ein klassischer Begriff soziologischer Theoriebildung. Ich konzentriere mich entsprechend des Erkenntnisinteresses der vorliegenden Arbeit auf Integration im Kontext von Migration.

»Even though *integration* is exceptionally unclear, it is not meaningless. On the contrary, in fact. The status of *integration* as an open signifier with fuzzy qualities that simultaneously refers to both means and ends makes it all the more flexible and effective in Danish discourses when someone (from the majority) wants to do something to someone else (from the minority).« (Rytter 2019: 682; Herv. i.O.)

Diese Unbestimmtheit ist eine konstitutive Voraussetzung dafür, dass Integration als Konzept so erfolgreich »funktioniert«, wie Steven Vertovec (2020) zeigt. Trotz aller Unbestimmtheit zeichnet sich das wissenschaftliche und politische Paradigma der Integration durch einige geteilte erkenntnistheoretische Grundannahmen aus, die folgenreich sind, weil sie die Wahrnehmung sozialer Wirklichkeit auf spezifische Weise rahmen. Diese Grundannahmen arbeite ich im Folgenden heraus. Dabei baue ich auf Vertovecs Reflexion auf und ergänze diese durch weitere Erkenntnisse aus dem Bereich der reflexiven und kritischen Migrationsforschung, um die Frage zu klären, *welche (Konstruktions-)Arbeit* das Integrationskonzept im öffentlichen und insbesondere im wissenschaftlichen Diskurs verrichtet und mit welchen Effekten es dies tut. Analog zum vorherigen Kapitel geht es hierbei also um eine Beobachtungsperspektive zweiter Ordnung auf die Wissensproduktion über Integration – es geht also um Integration in Anführungszeichen. Der Fokus liegt darauf, über die unterschiedlichen Begriffsverwendungen hinweg geteilte Voraussetzungen und ihre Folgen für die Wahrnehmung sozialer Wirklichkeit – insbesondere aber von Differenz und Normalität – herauszuarbeiten. Im zweiten Schritt wende ich mich der wissenschaftlichen und politischen Kritik am Integrationsbegriff zu und unterscheide drei gegenwärtige Positionen im Umgang mit dem Konzept. Anschließend positioniere ich die vorliegende Arbeit in diesem kontroversen Feld und stelle den Begriff des Integrationsdispositivs als heuristisches Analysekonzept vor.

3.3.1 Was tut Integration? Voraussetzungen und Effekte des Konzepts

Die wissenschaftliche und politische Institutionalisierung des Integrationsparadigmas in Deutschland wurde von einer Vielzahl sozialwissenschaftlicher Arbeiten begleitet, die sich aus einer kritischen und reflexiven Perspektive mit ihm auseinandergesetzt haben. Diesen Arbeiten ist es zu verdanken, zentrale implizite Annahmen diskursiver und nicht-diskursiver Integrationspraktiken herausgearbeitet zu haben. In Erweiterung einer Analyse von Johannes Kögel (2019) lassen sich drei Basisannahmen des Integrationskonzepts ausmachen: 1) die Vermischung von Deskription und Präskription¹⁷; 2) die Annahme einer homogenen Zielentität, in die integriert werden soll; und 3) die Annahme einer impliziten Asymmetrie zwischen Integrierten und zu Integrierenden.

Vermischung von Deskription und Präskription

Es wurde vielfach darauf hingewiesen, dass eine zentrale Voraussetzung – und zugleich ein fundamentales Problem – der Integrationsforschung darin bestehe, dass sich im

17 Bei dieser ersten Basisannahme handelt es sich nicht um Kögels (2019) Rekonstruktion, sondern um meine eigene Synthese aktueller Forschungsliteratur.

Integrationsbegriff Deskription (Aussagen darüber, was ist) und Präskription (Aussagen darüber, was sein soll) überschneiden (vgl. Favell 2019; Schinkel 2019; Vertovec 2020; Spencer 2022). Diese Vermischung lässt sich auf die Institutionalisierungsgeschichte der Integrationsforschung zurückführen, die eng mit der Institutionalisierung staatlicher Kontroll- und Steuerungspraktiken von Migration verwoben ist. Der Integrationsforschung kam und kommt dabei eine Rolle als Dienstleisterin für den staatlichen Migrationsapparat zu (vgl. Espahangizi 2022). Wird die Praxiskategorie der Integration als Analysekategorie verwendet, gehen staatliche Problematisierungsllogiken von Migration unreflektiert als methodologischer Nationalismus in die Prämissen wissenschaftlicher Wissensproduktion ein. Aus diesem Grund hat Adrian Favell (2019: 4) Integration als »form of thinking-for-the-state« bezeichnet. Diesen Denkstil charakterisiert Favell wie folgt:

»This mode of thinking focuses attention on the organisation/governance of society, seeking to re-imagine and represent the reality of global society in terms of a national model of politics sustained by national institutions and national citizens (you don't just become an individual, you become a fully empowered moral/political citizen). In this sense, academic researchers working with the national integration paradigm are straightforwardly handmaidens to a political process« (ebd.).

Wenn in der Integrationsforschung Integrationsprozesse untersucht werden, dann ist meist schon ein normatives Verständnis davon eingelassen, wohin diese Prozesse führen sollen (vgl. Castles et al. 2014: 264). Damit sind zwei weiteren Setzungen verbunden, die ich nun ausführe.

Annahme einer homogenen Zielentität

Im grundlegendsten Sinne lässt sich Integration definieren als »(Wieder-)Herstellung einer Einheit aus einer Vielzahl von Elementen bzw. die Eingliederung von Etwas in ein größeres Ganzes« (Pries 2020: 2). Dieses Verständnis muss logisch die Vorstellung einer Zielentität voraussetzen, deren Einheit (wieder-)hergestellt wird oder die den Fluchtpunkt der Eingliederung bildet. In seiner Analyse einflussreicher, in Deutschland und den USA entstandener Integrationstheorien zeigt Kögel (2019), dass dieser Zielentität von Integration eine Homogenität unterstellt wird, die sich in unterschiedlichen Begriffen manifestiert (z.B. Mehrheitsgesellschaft, Mainstream, Leitkultur, Aufnahmeland). Die Gemeinsamkeiten der Zielentität müssen betont werden, um als Zielpunkt von Integrationsbestrebungen plausibel zu sein, Heterogenität innerhalb dieser Zielentität hingegen ausgeblendet werden. Integration basiert darauf, permanent »eine Grenze zwischen der Integrationsentität und ihrem Äußeren zu erkennen und aufrechtzuerhalten« (ebd.: 236).

Ein Strang der kritischen und reflexiven Forschungsliteratur über den Integrationsdiskurs hat sich entsprechend mit der Frage beschäftigt, wie diese homogene Zielentität imaginiert wird (vgl. am umfassendsten Schinkel 2017; Favell 2022). In diesem Zusammenhang wurde hervorgehoben, dass die Zielentität von Integration überwiegend nationalstaatlich und gruppistisch konzipiert wird. Steven Vertovec fasst diese Kritiken folgendermaßen zusammen:

»Deeply embedded in, or central to, practically all of these problematic features of ›integration‹ is the assumption of a singular, homogeneous whole (imagined to be comprised of a certain national ethnicity if not race sharing a common language and culture). This, of course, goes hand-in-hand with groupist thinking.« (Vertovec 2020: 9)

Zentral für den Integrationsdiskurs ist dabei, dass eine homogene Einheit der Mehrheits- bzw. Aufnahmegesellschaft zwar vorausgesetzt wird, doch kaum explizit gemacht wird, worin diese konkret bestehen soll. Kritisiert wird etwa, dass es sich bei der Mehrheitsgesellschaft, die im Integrationsdiskurs als Richtschnur von Integrationsprozessen konstruiert wird, implizit um eine weiße, bürgerliche und christliche Gruppenkonstruktion handelt (vgl. ausführlicher Czollek 2018). Es liegt auf der Hand, dass es sich bei dieser Gruppe kaum um eine angemessene Repräsentation der (diversen) deutschen Gesellschaft handelt, sondern vielmehr um die Universalisierung einer partikularen Gruppe. Würde man diese Gruppe tatsächlich als Richtschnur von Integration verstehen, so müssten auch große Teile der Mehrheitsgesellschaft als nicht-integriert problematisiert werden, was sowohl im wissenschaftlichen Spezialdiskurs als auch im journalistischen Interdiskurs selten der Fall ist.

Annahme einer impliziten Asymmetrie

Eng verknüpft mit der beschriebenen Zielentität von Integration und der mit ihr einhergehenden Innen-Außen-Unterscheidung ist die Annahme einer Asymmetrie zwischen Migrant*innen und Nicht-Migrant*innen (vgl. Kögel 2019; Rytter 2019). Dies betrifft insbesondere die Frage, wer für Integration zuständig sei. Es wurde vielfach kritisiert, dass das Integrationsparadigma den Blick einseitig auf Migrant*innen richtet und diese für ›ihre‹ Integration zuständig erklärt (vgl. Kögel 2019: 236). Jene Personen, die als Teil der ›Mehrheitsgesellschaft‹ verstanden werden, gelten hingegen als immer schon integriert und werden von Integrationsanforderungen ausgenommen.¹⁸ Dies trifft auch dann noch zu, wenn Integration – wie es sich als Diskursfigur zunehmend durchgesetzt hat – nicht mehr nur als ›Einbahnstraße‹, sondern als ›beidseitige Aufgabe‹ verstanden wird. Denn auch hier steht der Status der Mehrheitsbevölkerung als immer schon integriert nicht in Frage, sondern sie wird lediglich verantwortlich gezeichnet, sich etwa durch eine tolerante Haltung oder zivilgesellschaftliches Engagement an der Integration der Anderen zu beteiligen (vgl. Gray 2006: 128ff.).

Integration wird – so Karin Scherschel (2020: 2) – in der Regel »dann zum Thema, wenn Störungen, Irritationen und Abweichungen von dem auftreten, was gesellschaftlich als soziale Ordnung und als Normalzustand definiert wird«. Migrant*innen werden in Diskursen und Praktiken der Integration vielfach als Personen konstruiert, die diese Abweichung buchstäblich *verkörpern* und daher zum Objekt von Disziplinierungs-

18 Schinkel (2018: 4) bezeichnet dies als »Dispensation von Integration« und meint damit, dass Personen aus der Mehrheitsgesellschaft in der Regel nicht als Subjekte von Integration beforcht oder beschrieben werden. Die Gruppe derer, die nicht im Zeichen der Integration angerufen wird, decke sich dabei eben nicht mit der Gruppe der Staatsbürger*innen, weil auch viele eingebürgerte Migrant*innen der zweiten Generation in der sozialwissenschaftlichen Forschung als zu integrierende Subjekte beforcht werden (vgl. ebd.).

und Normalisierungsbestrebungen werden, nicht zuletzt in pädagogischen Besonderungspraktiken (vgl. Castro Varela 2013; Geier 2020; Lingen-Ali/Mecheril 2020). Ha (2010) hat herausgearbeitet, dass diese pädagogischen Praktiken der Integration in einer kolonialen Kontinuität stehen.

Der Diskurs der Integration adressiert die zu integrierenden Subjekte als Problem und Gefahr, insofern ihre Integration auch immer als potenziell scheiternd mitgedacht und dieses Scheitern als Bedrohung für die nationalstaatliche Ordnung konstruiert wird (vgl. etwa Mecheril 2011a; Rytter 2019: 685). Anna C. Korteweg (2017) arbeitet in diesem Zusammenhang aus einer gouvernementalitätstheoretischen und intersektionalen Perspektive heraus, dass mit der diskursiven Praxis der Integration zwei bedeutsame Diskurseffekte einhergehen: Erstens würden Migrant*innen als Andere der nationalstaatlichen Ordnung konstruiert, wobei diese Anderenkonstruktion insbesondere auf Praktiken der Rassifizierung und Vergeschlechtlichung basiere und ein homogenes Bild von Migrant*innen erzeuge.¹⁹ Zweitens würden in Semantiken der Integration in erster Linie die Probleme von Migrant*innen fokussiert, deren Verursachung und Lösung meist auf der Seite der Migrant*innen verortet wird. Durch diese Rahmung werde ein Blick auf die ›Mehrheitsgesellschaft‹ verstellt: »Integration discourses also prevent an analysis of problems within what become labelled majority populations because at the extreme a focus on immigrant integration into European or Western modernity renders liberation as something already achieved by majority society.« (Korteweg 2017: 434) Mit dieser Problematisierung von Migrant*innen, so die Kritik, würden die Ursachen von Ungleichheiten und struktureller Diskriminierung in der ›Mehrheitsgesellschaft‹ ausgeblendet (vgl. auch Hadj Abdou 2019: 4f.; Vertovec 2020: 9).

Die vorgestellten kritischen und reflexiven Arbeiten zur Wissensproduktion über Integration machen deutlich, dass das Integrationsparadigma maßgeblich an der Differenzierung und Hierarchisierung von Gruppen wie auch an der gleichzeitigen Naturalisierung dieser Prozesse beteiligt ist. Integration kann insofern auch verstanden werden als »diskursive und außerdiskursive Praxis der Erzeugung und Behandlung ›der Anderen‹, die ›uns‹ deutlich macht, dass wir keine Anderen sind.« (Lingen-Ali/Mecheril 2020: 7) In ähnlicher Stoßrichtung hat Floya Anthias (2013) argumentiert, das Integrationsparadigma tue das Gegenteil dessen, was es zu tun vorgibt: nämlich Gruppen zu essentialisieren statt Unterschiede zwischen den Gruppen abzubauen.

3.3.2 Was tun mit Integration? Drei Positionen zu einem umstrittenen Konzept

Lange Zeit galt Integration als hegemoniales wissenschaftliches und politisches Konzept zur Beobachtung und Regulierung von Migration in vielen Nationalstaaten des Globalen Nordens. Aufgrund der im Integrationsparadigma mitlaufenden Innen-Außen-Differenz und ihren hierarchisierenden Folgen, aber auch aufgrund seines verkürzten Gesellschaftsbegriffs wurde es jedoch in den letzten beiden Jahrzehnten in Wissenschaft und Zivilgesellschaft lautstark kritisiert (vgl. für den deutschsprachigen Kontext etwa Hess et

19 Wie im vorigen Unterkapitel gezeigt, bleibt diese Gruppenkonstruktion nicht auf Personen beschränkt, die eine eigene Migrationsbiografie haben, sondern schreibt auch anderen Personen einen Migrationsstatus zu.

al. 2009; Mecheril 2011a; Castro Varela 2013; Sarasin 2016; Czollek 2018). Die zunehmenden Kontroversen über Integration können als Indiz für einen sich aktuell vollziehenden Paradigmenwechsel verstanden werden, der sich sowohl in den Sozialwissenschaften als auch in der Zivilgesellschaft ankündigt: In renommierten internationalen Zeitschriften aus dem Feld der Migrationsforschung wird Integration als hegemoniales Konzept zur Bearbeitung migrationsbezogener Differenz zunehmend hinterfragt (siehe etwa die Kollektion der Zeitschrift *Comparative Migration Studies* mit dem Titel »Who needs integration? Debating a central, yet increasingly contested concept in migration studies«, vgl. Saharso 2019).²⁰ Doch auch zivilgesellschaftliche Organisationen und kommunale Einrichtungen suchen nach Alternativen zum Integrationsbegriff und bedienen sich zunehmend alternativer Konzepte wie »Inklusion«, »Diversität« oder »Zusammenhalt«. Bezogen auf den Spezialdiskurs der Migrationsforschung lassen sich drei Reaktionen auf die Kritik am Integrationsparadigma unterscheiden, die ich im Folgenden skizziere.

Das Integrationskonzept (spezifizieren und) weitenutzen

Einige Migrationsforscher*innen sprechen sich für die weitere Nutzung von Integration als analytischem Konzept aus. Rinus Penninx (2019) etwa erkennt zwar an, dass es sich bei Integration um ein schwammiges Konzept handele, welches zudem oftmals selektiv und normativ verwendet würde. Demgegenüber plädiert er für das von ihm entwickelte Verständnis von Integration als

»analytical concept to study the (outcomes of) interaction between newcomers and the receiving society at three levels (individual, collective and institutional), taking into account three dimensions of that process: the juridical/legal, the socioeconomic and the cultural/religious dimension. Such a definition is (and should be) non-normative and independent of any policy concept of integration.« (Ebd.: 9)

Auffällig ist jedoch, dass Penninx' Definition von Integration als »*process of becoming an accepted part of society*« (ebd.: 5; Herv. i.O.) die zentralen Kritikpunkte – die Unterstellung einer homogenen Integrationsentität und die Reproduktion einer asymmetrischen Wir/Sie-Unterscheidung – nicht adressiert. Vor diesem Hintergrund ist kaum einleuchtend, dass es sich bei seinem Vorschlag um eine nicht-normative Definition handeln soll.

Im Kontext Deutschlands hat sich zuletzt Aladin El-Mafaalani (2018) in seiner Arbeit zum »Integrationsparadox« für die Verwendung von Integration als analytischem Konzept ausgesprochen. Den Integrationsbegriff deutet er dabei weitestgehend um und bezieht ihn auf die Teilhabe marginalisierter Gruppen. Sein Integrationsverständnis umschreibt er anhand der Metapher eines Esstischs: Versteht man die (national gerahmte) Gesellschaft als Esstisch, dann ist Integration jener Prozess, in dem Generationen von Migrant*innen zunehmend mit am Tisch sitzen, ein Stück vom Kuchen wollen und schließlich über die Rezeptur des Kuchens mitbestimmen. Die Tisch-Metapher macht

20 Diese Kollektion erlangte in der Migrationsforschung eine sehr große Aufmerksamkeit, was sich auch in Zitationspraktiken niederschlägt: Zwei der Artikel der Kollektion – das Editorial sowie Favells (2019) Kritik am Integrationsbegriff – zählen zu den meistzitierten Artikeln der Zeitschrift in den letzten Jahren (vgl. <https://comparativemigrationstudies.springeropen.com/>, zuletzt aufgerufen am 21.11.2022).

deutlich, dass El-Mafaalani von einem Gesellschaftsbegriff ausgeht, dessen Homogenität sich jedoch nicht durch bestimmte zugeschriebene Eigenschaften von Individuen auszeichnet, sondern vielmehr durch den Modus der Verbindung *zwischen* Individuen: nämlich Konflikte. Metaphorisch gesprochen ist es der Streit um die Tischordnung und die -rezeptur, welche die Einheit der (Tisch-)Gesellschaft stiftet. El-Mafaalani bricht mit einer weit verbreiteten Annahme des wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurses, dass Konfliktfreiheit ein Gradmesser für die Integration von Migrant*innen sei. Die zentrale These – das von ihm diagnostizierte »Integrationsparadox« – besteht vielmehr darin, dass die Zunahme von Konflikten ein Ausdruck gelungener Integration sei.

El-Mafaalanis (2018) Ansatz lässt sich als eine konflikttheoretisch fundierte und normativ am Begriff der Teilhabe ausgerichtete Umdeutung des Integrationsbegriffs lesen. Er adressiert die genannten Kritikpunkte insofern, als dass er deskriptiv wie normativ expliziert, worin die Integrationsentität eigentlich besteht. Kritisiert wurde allerdings, dass der Ansatz am Begriff der Integration festhält, wenn es doch in diesem Ansatz konkret um politische Teilhabe geht (vgl. etwa Kögel 2019: 242f.). Kritisch einzuwenden ist zudem, dass der Ansatz mit dem methodologischen Nationalismus des Integrationsparadigmas und mit der einhergehenden Innen-Außen-Differenz nicht bricht und daher transnationale Prozesse und globale Ungleichheiten aus dem Blick geraten.

Das Integrationskonzept aufgeben

Andere Forschende sprechen sich explizit dafür aus, Integration aufgrund der mit ihr einhergehenden epistemischen Gewalt als analytisches (und politisches) Konzept aufzugeben (vgl. Hess et al. 2009; Czollek 2018; Schinkel 2019; Rytter 2019). Prominent hat etwa Willem Schinkel (2017, 2018, 2019) argumentiert, dass das Integrationsparadigma in einer postkolonialen Logik verbleibt und die damit verbundenen Macht- und Herrschaftsverhältnisse reproduziert und naturalisiert. Entsprechend fordert er, Integration als analytisches Konzept aus dem Vokabular der Sozialwissenschaften zu verbannen und begründet dies wie folgt:

»Integration« itself is but one outgrowth of a more general fetish with a position called ›modernity‹, an imagined project of ›us‹, the civilized, secular, liberal, liberated who have the courtesy to take up the burden of bringing ›them‹ up to speed, of including ›them‹ in what is inevitable anyway. That position is indefensible. It is a twisted position, one that claims to be an epistemic position but that is really only possible through the perpetuation of domination, of academic but convertible forms of privilege, and of the active suppression of the imagination of other modalities of living together.« (Schinkel 2019: 1)

Um die Reproduktion postkolonialer Herrschaftsverhältnisse zu brechen, plädiert er mit Pierre Bourdieu für wissenschaftliche Konzepte, die staatliche Verwaltungslogiken von Migration und postkoloniale Grenzziehungen nicht blind reifizieren (vgl. ebd.: 2). Vorgehalten wurde Schinkel indes, dass er keine alternativen Konzepte aufzeige, mit denen integrationsbezogene Phänomene in den Blick kommen – dies auch deswegen, weil Schinkel alternativen Konzepten wie Superdiversität eine ähnliche Funktionslogik zuschreibt (vgl. ebd.: 3; zur Kritik an dieser Zuschreibung wiederum Meissner 2019). Mit

Schinkel ließe sich argumentieren, dass viele der derzeit im (wissenschaftlichen und politischen) Raum stehenden Alternativen zu Integration Gefahr laufen, die Fallstricke des Integrationsbegriffs mit anderen Mitteln fortzuführen. Anstatt einen weiteren Begriff zu erzwingen, spricht sich Schinkel (2019: 8) unter diesen Bedingungen dafür aus, die Fachdisziplin der Integrationsforschung als Ganze aufzugeben. Es wurden mit Konzepten wie »Desintegration« (Czollek 2018), »Konvivialität« (Meissner/Heil 2021) und dem »Postmigrantischen« (Yildiz 2021) bereits unterschiedliche Vorschläge für eine kritische Wissensproduktion jenseits des Integrationsparadigmas gemacht.

Die Produktion von Integration auf einer Meta-Ebene analysieren

Eine dritte Gruppe von Wissenschaftler*innen nimmt die Kritik am Integrationsparadigma zum Ausgangspunkt dafür, den empirisch-praktischen Gebrauch von Integration zum Analyseobjekt zu machen und auf seine Machteffekte hin zu befragen (vgl. etwa Korteweg 2017; Hadj Abdou 2019; Amir-Moazami 2022). In dieser Lesart wird Integration nicht als Kategorie der Analyse verstanden, mit der bestimmte Migrationsphänomene in Aufnahmeländern beobachtet und erklärt werden, sondern als Kategorie der Praxis, die selbst erklärungsbedürftig ist und auf einer Beobachtungsebene zweiter Ordnung zu befragen ist.²¹ Damit einher geht eine Verschiebung des Erkenntnisinteresses weg von (normativ wünschenswerten) Praktiken der Integration hin zu den *Praktiken der Produktion von Integration* im Feld von Wissenschaft und Politik. In dieser Absicht hat zuletzt Leila Hadj Abdou (2019) eine gouvernementalitätstheoretische Perspektive auf Integration vorgeschlagen und begründet ihren Einsatz wie folgt:

»[R]ather than abandoning immigrant integration as a field of research, we have to turn around the telescope. Immigrant integration has to be understood and approached as a phenomenon that reveals more about those who articulate ideas about integration and decide on integration measures than it does about those who are the target of integration (i.e. the migrant ›other‹). In a nutshell, the key proposal I am making is that immigrant integration should be conceptualized and approached as a governance technique rendering ethno-cultural differences purposeful for certain ends. This technique and its varying purposes can be traced analytically in discourses, practices, regulations, and institutions.« (Hadj Abdou 2019: 1f.)

Hadj Abdou schließt mit dieser Fokussierung an Schinkels (2018) Vorschlag an, jegliche Aussagen über Integration zum Analysegegenstand zu machen. Sie zieht jedoch andere Konsequenzen: Statt die Disziplin der Integrationsforschung gänzlich zu verabschieden, plädiert sie dafür, das Sprechen und Handeln im Namen der Integration zum Ausgangspunkt einer Dauerbeobachtung von gesellschaftlichen Selbstverständigungsprozessen zu machen. Eine Analyse von Integration als Regierungstechnologie kann dabei Einblicke in zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen sozialen Feldern effektuerte nationale Differenz- und Normalitätsvorstellungen geben.

Da Hadj Abdous Vorschlag, Integration als Kategorie der Praxis auf einer Beobachtungsebene zweiter Ordnung zu analysieren, dem reflexiven theoretischen Rahmen wie

21 Vgl. zur Unterscheidung von Kategorien der Analyse und Kategorien der Praxis Brubaker (2013).

auch dem Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit entspricht, schließe ich mich dieser dritten Perspektive an. Darauf aufbauend greife ich im nächsten Unterkapitel weitere Arbeiten in ähnlicher Absicht auf und definiere den Begriff des Integrationsdispositivs, der mir im Fortgang der empirischen Untersuchung als Analysekonzept zur Produktion von Integration in Schulbüchern des Politikunterrichts dient.

3.4 Das Integrationsdispositiv als Infrastruktur migrationsbezogenen Differenzwissens

Wie lässt sich die von Hadj Abdou (2019) geforderte Beobachtungsperspektive zweiter Ordnung auf die Produktion von Integration theoretisch weiter ausbuchstabieren und für eine Analyse der Wissenszirkulation über Integration in Schulbüchern des Politikunterrichts fruchtbar machen? Anders formuliert: Wie ist eine analytische Perspektive auf das Wissensobjekt Integration möglich, ohne eine integrationistische Logik durch die eigene Forschungsperspektive vorauszusetzen und zu reifizieren? Im Folgenden schlage ich dazu eine theoretische Perspektivierung vor, die im deutschsprachigen Raum unter dem Begriff des Integrationsdispositivs diskutiert wird. Ich stelle dazu die theoretischen Setzungen dieser Perspektive vor.

Anknüpfend an Foucaults Dispositivverständnis hat insbesondere Paul Mecheril den Begriff des Integrationsdispositivs eingebracht und systematisiert. Das Integrationsdispositiv definiert er als

»Bündel von Vorkehrungen, Maßnahmen und Interpretationsformen, mit dem es in öffentlichen Debatten gelingt, die Unterscheidung zwischen natio-ethno-kulturellem ›Wir‹ und ›Nicht-Wir‹ plausibel, akzeptabel, selbstverständlich und legitim zu machen. Das Integrationsdispositiv antwortet einem strategischen Regelungsbedarf, der dadurch entsteht, dass die imaginierte Einheit ›Nation‹ in eine Krise gerät. Sie gerät durch Prozesse in die Krise, die nicht allein mit Migrationsphänomenen einhergehen und aus ihnen resultieren, bei denen jedoch Phänomene des faktischen und symbolischen Überschreitens und Infragestellens des Prinzips der nationalen Grenze eine prominente Rolle spielen.« (Mecheril 2011a: 52)

Auf Basis dieser Definition macht Mecheril (ebd.: 53f.) drei »operative Merkmale« des Integrationsdispositivs aus: Erstens unterscheide es durch Praktiken des Bezeichnens und Visualisierens ein ›Wir‹ von den ›Anderen‹; zweitens werde dieser Unterscheidung eine institutionalisierte differenzielle Behandlungsweise zugeordnet und die Abweichungen von dieser durch materielle und symbolische Ausschlüsse sanktioniert; drittens bestehe aus einem – sich als Mobile vorstellbaren – Zusammenspiel unterschiedlichster Elemente, die sich gegenseitig stützen. Beispiele für diese Elemente sind etwa Aussagen der Migrations- und Integrationsforschung, durch die Interkulturelle Pädagogik gestützte Bildungsmaßnahmen, Gesetze auf Bundes- und Länderebene und politische Maßnahmen wie der Nationale Aktionsplan Integration und regelmäßig stattfindende Integrationsgipfel. Das Integrationsdispositiv schafft also – so Mecherils (2011a) zentrale These – eine bestimmte Wissensordnung, durch die ein Wir von den

Anderen unterscheidbar wird, und gleichzeitig schafft es jene Strukturen (etwa Forschungsprofile zu Integration, Integrationskurse, kommunale Integrationsbeauftragte usw.), die diese Wissensordnung stützen. Das Integrationsdispositiv zeichnet sich also durch seine Wechselwirkung von Wissen und Macht aus, die Bührmann und Schneider (2008a: 53) für jegliche Dispositive herausstellen: Diese konstituierten »Möglichkeitsräume für gültiges, »wahres« Wissen und sind selbst aber in diesem Sinne immer schon Effekte von Machtbeziehungen.« Mecherils Definition und die ihr zugrundeliegenden, von Bührmann und Schneider explizierten Bestimmungen von Dispositiven lege ich auch der vorliegenden Arbeit zugrunde.

Für den Zusammenhang der vorliegenden Arbeit ist hervorzuheben, dass mit dem Integrationsdispositiv Subjekte formiert werden. Mecheril (2011a) macht deutlich, dass es sich hierbei um eine differentielle Subjektformierung handelt, bei der eine Zugehörigkeitsordnung eines nationalen »Wir« etabliert und zugleich eine »Ordnung des Anderen« (Reuter 2002) geschaffen wird, durch die Subjekte als nicht-zugehörig adressiert werden. Das Integrationsdispositiv ist insofern ein Motor von Differenzierung und Hierarchisierung. Wie Subjekte über diskursive und nicht-diskursive Praktiken hervorgebracht werden, aber auch, wie sich die dergestalt Adressierten jeweils empirisch-praktisch zu den jeweiligen Adressierungen verhalten, ist ein bedeutsamer empirischer Gegenstand einer Dispositivanalyse (vgl. etwa Bührmann 2019: 506).

Weiterhin wird deutlich, dass das Integrationsdispositiv auf einen gesellschaftlichen »Notstand« (Foucault 1978: 120) reagiert, sich also um eine spezifische Problematisierung herum formiert und auf diese antwortet. Herausgearbeitet wurde in der Forschungsliteratur, dass Integrationsdispositive eng mit nationalstaatlichen Dispositiven zusammenhängen und mitunter darauf abzielen, durch Transnationalisierungsprozesse in die Krise geratene symbolische nationale Zugehörigkeitsordnungen (wieder-)herzustellen (vgl. Mecheril 2011a) sowie Vormachtstellungen in der ungleichen und postkolonialen Struktur des Weltsystems zu festigen (vgl. Favell 2022). Valentin Rauer (2014) hat in diesem Zusammenhang Integration als Mittel des »nation-saving« bezeichnet. Denkbar – wenn nicht sogar wahrscheinlich – ist jedoch, dass das Integrationsdispositiv nicht nur auf *den einen* gesellschaftlichen Notstand reagiert, sondern aufgrund seiner Flexibilität auf das Geschehen in verschiedenen sozialen Feldern (wie der Bildung, der Wissenschaft, der Politik) reagiert und auf konkrete, aus der jeweiligen Logik des Feldes heraus konstatierte Notstände antworten kann. Die feldspezifische Rekonstruktion des Notstands sollte entsprechend ebenso Teil der empirischen Analyse sein und erfordert eine entsprechende Sensibilität für die jeweilige Logik des Feldes.

Zudem ermöglicht die Dispositivanalytik ein prozessuales Verständnis von Integration. Das Integrationsdispositiv war eben nicht schon immer »da«, wenn es um die Inkorporation von Migrant*innen in einzelne Nationalstaaten ging. In Deutschland formierte es sich – wie die Ausführungen im vorigen Unterkapitel zeigten – zu einem spezifischen historischen Zeitpunkt in Reaktion auf migrantische Widerstände, setzte sich gegenüber konkurrierenden Begriffen und Konzepten durch und erlangte seine Institutionalisierung mit der staatlichen Anerkennung Deutschlands als Einwanderungsland in den 2000er Jahren. Das Integrationsdispositiv befindet sich im permanenten Wandel, denn aus dem Dispositiv heraus gibt es beständig Widerstände, die Transformationen denkbar und machbar erscheinen lassen und seine Koordinaten verschieben. Die erwähnte

wissenschaftliche und zivilgesellschaftliche Kritik an Integration lässt sich als ein Ausdruck und Motor der Transformation des Integrationsdispositivs verstehen. Ob diese Wandlungsprozesse zu einem neuen Dispositiv führen, für das eine andere Begrifflichkeit besser geeignet ist, oder mitunter zu einer Stärkung des Integrationsdispositivs, wird die Zukunft zeigen. Sozialwissenschaftliche Analysen zu Integration sind – wie jegliche Wissenschaft und im Übrigen auch Bildungsmedien – immanenter Bestandteil dessen, was sie beschreiben (vgl. Bührmann 2020a: 12). Reflexionen auf Integration sind folglich nicht nur Begleiterinnen, sondern auch Gestalterinnen des Wandels des Integrationsdispositivs.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass mit dem analytischen Begriff des Integrationsdispositivs jegliche – diskursive wie nicht-diskursive – Praktiken des *doing difference while doing integration*²² in den Blick geraten. Gerade das Zusammenspiel dieser Praktiken sowie ihre Verwobenheit mit weiteren Elementen sind von Interesse der Forschenden (vgl. umfassend Bührmann/Schneider 2008a). Die Breite möglicher Einsätze einer Dispositivanalyse von Integration wird anhand der vorliegenden Arbeiten im Feld der Bildung deutlich, die bereits auf den Begriff des Integrationsdispositiv Bezug genommen haben. Die Manifestation des Integrationsdispositiv und seiner (Macht-)Wirkungen im Feld der Bildung wurden aus ganz unterschiedlichen Richtungen analysiert: Paul Mecheril und Oscar Thomas-Olalde (2011) haben, ausgehend vom Begriff des Integrationsdispositivs, die machtvollen Effekte der Setzung von Integration als Bildungsziel problematisiert. Aylin Karabulut (2020) hat das Integrationsdispositiv im Rahmen einer Studie zu Rassismuserfahrungen von Schüler*innen als De-Thematisierungsstrategie von strukturellem Rassismus interpretiert. Ellen Kollender (2020) hat sich dem Integrationsdispositiv im Feld der Kooperation von Schulen und Eltern genähert. Dabei hat sie zwei verschränkte Adressierungen von Eltern mit Migrationsgeschichte herausgearbeitet, durch welche diese als regierbare Subjekte hervorgebracht werden: Zum einen werden Eltern mit Migrationsgeschichte als Integrationssubjekte angerufen, während Schulen als Integrationsagenturen positioniert werden (vgl. ebd.: 197). Zum anderen würden die dergestalt adressierten Eltern im Sinne einer neoliberalen Rationalität zur Erbringung ›ihrer‹ Integrationsleistung sowie eines ökonomischen Mehrwehrt für Schule und Gesellschaft aktiviert und diszipliniert (vgl. ebd.).

Für das Feld der schulischen politischen Bildung – und konkret: für die in ihm verbreiteten Schulbücher – wurde bislang jedoch noch nicht hinreichend untersucht, wie sich das Integrationsdispositiv dort manifestiert. Auch in der sich zunehmend institutionalisierenden Forschungsperspektive der reflexiven Migrationsforschung (vgl. insbesondere Dahinden 2016; Dieterich/Nieswand 2020; Amelina 2017, 2021), die sich unter Bezugnahme auf den Dispositivbegriff mit der Produktion von Integration auseinandergesetzt hat, wurde die schulische politische Bildung und politische Bildungsmedien

22 Hiermit lehne ich mich an eine Formulierung von Elisabeth Tuider und Miriam Trzeciak an, die auf Grundlage einer praxistheoretischen und intersektionalen Perspektive dazu anregen, Praktiken des »*doing difference while doing migration*« zu untersuchen (vgl. Tuider/Trzeciak 2015: 364). Diese Perspektivierung teile ich, fokussiere mich jedoch auf eine Analyse von Praktiken des *doing integration*.

als Untersuchungsgegenstände bislang vernachlässigt. Die vorliegende Arbeit möchte dazu beitragen, diese Forschungslücke zu schließen.

Mit der hier skizzierten Forschungsperspektive geraten die schulische politische Bildung und ihre Schulbücher als ein Element im Integrationsdispositiv in den Blick. Integrationsdarstellungen in Politikschulbüchern sind dabei zweierlei: sowohl Vergegenständlichungen, die durch das Integrationsdispositiv *hervorgebracht* wurden, als auch Gegenstände, die die Wissensordnung des Integrationsdispositivs selbst kontinuierlich *hervorbringen* und aktualisieren. Letzteres wird von Schulbüchern geradezu erwartet: Nicht nur ist Integration ein »Kernanliegen politischer Bildung« (Hahn-Laudenberg/Achour 2020: 2), Schulbücher sind bildungspolitisch geradezu aufgefordert, einen Beitrag zur kulturellen Integration zu leisten (vgl. etwa KMK 2015: 3).

In der vorliegenden Arbeit geht es mir darum, die Fragen zu beantworten, wie Schulbücher des Politikunterrichts Integration zu einem Wissensobjekt machen welches Differenzwissen dabei aktualisiert wird. Mit dem hier vorgestellten dispositivanalytischen Gerüst lässt sich die Frage weiter theoretisch unterfüttern und spezifizieren: Es geht in anderen Worten darum, herauszuarbeiten, wie sich Politikschulbücher *im* Integrationsdispositiv *zum* Integrationsdispositiv verhalten. Welche Wissensordnung wird (re-)produziert, welche natio-ethno-kulturell differenzierten Subjekte formiert, wenn Integration politisch bildend wird? Was lernen wir über das Integrationsdispositiv, wenn man sich ihm anhand von *Politikschulbüchern* als einem spezifischen Ort der kulturellen Produktion (vgl. Schinkel 2017: 24f.) zuwendet? Dazu gilt es zunächst, die Eigenlogik des Mediums Politikschulbuch herauszuarbeiten. Dies ist Gegenstand des nächsten Kapitels.